

## **„Der Junghistoriker – Vom Wandel der nationalen Identität“**

*Rede von Dr. Thomas Fischer  
zur 1. August-Feier 2005 der Schweizer-Gesellschaft in Wien*

Meine Damen und Herren,

Ich möchte mich recht herzlich bedanken für die Einladung. Der heutige Anlass wurde ja von der „Jungmannschaft“ der Schweizer Gesellschaft in Österreich organisiert und wenn ich das richtig sehe, hat man mich angefragt, als einer aus dem Kreis dieser jüngeren Generation der Auslandschweizer in Österreich zu ihnen zu sprechen. Abgesehen von der bei meinen 34 Jahren auch schon etwas verblichenen Jugend ist es anscheinend mein Beruf des Historikers, der mir diese Einladung eingetragen hat. Aus dem Adjektiv jung und dem Berufsstand Historiker ergibt sich dann also der „Jung-Historiker“, der nun vor ihnen steht und sich in die Reihe der Schweizer 1. August-Redner rund um den Erdball einfügt.

Dabei ist es gar nicht immer nur angenehm, sich als Schweizer Jung-Historiker zu „outen“, denn sobald ich mich und meinen Beruf zu erkennen gebe, haben mir immer alle auch gleich etwas mitzuteilen – obwohl ich gar niemanden danach gefragt habe. Diese Mitteilsamkeit meiner Mitmenschen ist übrigens im Ausland besonders stark: Die einen erklären mir, wie super sie unsere immerwährende Neutralität finden, die anderen bewundern unser Bankgeheimnis, während die dritten wiederum gerade die Neutralität und das Bankgeheimnis als den Gipfel der politischen Heuchelei anprangern. In Österreich ist es vor allem die Nicht-Mitgliedschaft der Schweiz in der EU, die immer wieder ungefragte Kommentare hervorruft.

Und dann wollen Sie vom Historiker natürlich hören, wie es denn wirklich war und was die Geschichte dazu zu sagen hat. Dabei geht es dem Geschichtswissenschaftler auch nicht viel besser als allen Nicht-Historikern. Denn letztlich können wir, wenn es um die Beurteilung menschlichen Handelns geht (und das ist nun mal unser Gegenstand), auch nur eine möglichst plausible Erklärung für gewisse Zusammenhänge geben. Die Frage, wie sich denn nun wirklich etwas zugetragen hat, wirft nämlich meist auch schon das

grundsätzliche Problem auf: Gibt es doch in der historischen Diskussion immer drei Wahrheiten zu berücksichtigen: *Meine* Wahrheit, *deine* Wahrheit, und *die* Wahrheit. Dabei bleibt die Etablierung der absolut objektiven Wahrheit auch für den Historiker ein nie vollständig zu erreichendes Ziel. Alles was wir tun können, ist, die gesicherten Tatsachen aufzeigen und unsere eigenen Erklärungen anbieten. Damit bleibt die Geschichte aber zum Schluss immer bis zu einem gewissen Grad subjektive Wahrheit und Interpretation. Umgekehrt findet sie erst in der Auseinandersetzung mit einem gegenteiligen Standpunkt eine Weiterentwicklung. Deshalb ist es in meinen Augen die eigentliche Aufgabe des Historikers, sich dieser Auseinandersetzung zu stellen, respektive diese mitunter auch zu provozieren.

Zugegeben, manchmal ist es mir auch lieber diese Diskussion zu umgehen: Dann antworte ich auf die Frage nach meinem Beruf mit Politikwissenschaftler, der ich ja tatsächlich von meiner Ausbildung her auch noch bin. Dann fragen die Leute allerdings gleich weiter, weshalb die Politiker z.B. diese oder jene Aufgabe nicht erfüllen. Schliesslich müsse es doch das Ziel der Politik sein, dass es möglichst allen Leuten gut geht! und so weiter und so fort... Doch um auf diese Fragen eine Antwort zu geben, wäre ich wohl besser Philosoph geworden oder hätte mich gleich berufshalber der Tiefenpsychologie zuwenden sollen. Also dann doch lieber nicht Politologe.

Wäre ich doch einfach Sportreporter, was mir auch nicht ganz fern liegt, dann könnte ich ihnen völlig unpolitisch erklären, weshalb es im Team des Bundesrates gegenwärtig einfach nicht so richtig läuft. Denn da ist zwar die linke Seite mit Leuenberger in der Verteidigung und Calmy-Rey auf der Aussenbahn zur Zeit stark besetzt. Doch gerade in der Offensive tritt Micheline, wie sie die Fans gerne nennen, am linken Flügel zu eigensinnig auf und agiert dabei oft zu überhastet. Auf der rechten Seite sieht es allerdings nicht viel besser aus. Während der Verteidiger Schmid auch im neuen Amt als Kapitän der Mannschaft, keine Impulse zu setzen vermag, hält Blocher am rechten Flügel den Ball ebenso selbstverliebt wie Calmy-Rey auf der anderen Platzseite und verrennt sich immer wieder im Abseits. Der Doppelpass wird jedenfalls eindeutig zu selten gesucht. Das Problem liegt ganz klar im zentralen Mittelfeld. Während Merz in seiner

Doppelfunktion als Torhüter und Finanzchef des Vereins seine Aufgabe pflichtgemäss angeht und alles abwehrt, was auf ihn zukommt, spielt Deiss im defensiven Mittelfeld zwar eine solide Partie, sucht aber zu oft den Alibi-Pass nach hinten oder zur Seite statt das Spiel nach vorne zu gestalten. Dies hat zur Konsequenz, dass das Kopfballungeheuer Couchepin in der Sturmspitze völlig versauert. Obwohl er die Bälle ständig reklamiert, wird er weder von links noch von rechts gesucht, und hinten spielen sie sich wie gesagt die Bälle auch nur gegenseitig zu. Was also ganz eindeutig fehlt, ist die klassische Nummer 10 hinter den Spitzen, die es versteht, als Schaltzentrale zwischen den Einzelteilen der Mannschaft zu funktionieren, das Spiel zu kontrollieren, gegebenenfalls Tempo herauszunehmen, oder falls nötig mit einem überraschenden Zuspiel in die Spitzen das Feld zu öffnen. So lange diese Position verweist bleibt, ist der FC Bundeshaus trotz starker Individualisten in der Offensive eine Truppe, die kaum einmal zielstrebig den Erfolg sucht und laut Gerüchten in der Presse selbst in den Trainingseinheiten immer mal wieder aneinander gerät.

Doch wie gesagt, ich bin nun einmal Historiker und nicht Sport-Reporter, weshalb meine Analyse zum heutigen Tag etwas weniger eindeutig ausfallen muss. Was hat Ihnen denn der Jung-Historiker zum 1. August anzubieten? Oder anders herum gefragt, was hat der Nationalfeiertag in den Augen des Historikers für eine Funktion? Wenn sie mich fragen, geht es an diesem Datum vor allem um die Selbstvergewisserung. Um das „Wer sind wir, woher kommen wir, wohin gehen wir“; als Staat wie als Bürger. Dabei interessiert mich seit längerem nicht nur die Frage nach der nationalen Identität, sondern immer mehr auch die Frage nach dem *Wandel* dieser Identität; denn einen solchen glaube ich in jüngster Zeit vermehrt festzustellen.

Erinnern wir uns zurück an die frühen 90er Jahre. Noch nicht lange ist es her, da war die Schweiz zutiefst gespalten über die Zukunft des Landes. Der Kalte Krieg war vorüber, die neue Weltordnung noch nicht so richtig fassbar. Ein erstes Mal stellte sich die Frage anlässlich der EWR-Beitrittsabstimmung 1992. Die öffentliche Diskussion begab sich in einen heftigen Widerstreit zwischen Europabefürwortern und –gegnern. Das Ganze entzündete sich dabei am schweizerischen Sonderfall, der gemeinhin mit aussenpolitischer Abstinenz, direkter Demokratie und politischer Autonomie

gleichgesetzt wurde. Während Jahrzehnten waren Unabhängigkeit und Neutralität jene Begriffe, die die Schweiz wie eine grosse Klammer zusammenhielten, und welche die ungeteilte Zustimmung der grossen Mehrheit der Bevölkerung fanden.

Die Schweizer Armee hatte mit der Diamantfeier 1989 den abwehrbereiten Sonderfall und die militärische Neutralität noch einmal in der traditionellen Form zelebriert. Noch 1991 herrschte in der politischen Elite weitgehende Einigkeit über das Selbstbild der Schweiz. Doch bei der 700-Jahr-Feier 1991 und spätestens anlässlich der Präsentation des Landes an der Weltausstellung in Sevilla 1992 waren die Brüche im Geschichtsbild bereits nicht mehr zu übersehen. Der nationale Konsens über den neutralen Sonderfall begann zusehends zu bröckeln. Es waren wie so oft die Künstler, die als erste einer von „ungetrübter Selbstzufriedenheit“ geprägten Nabelschau zur 700-Jahr-Feier ihre Unterstützung verweigerten. Nur wenig später lautete dann das offizielle Motto im Schweizer Pavillon bei der Weltausstellung beinahe schon im Umkehrschluss zum bisherigen nationalen Selbstverständnis „Suiza no existe, La Suisse n'existe pas, Die Schweiz gibt es nicht“. In wenigen Jahren geriet man vom selbstbewussten Sonder- zum selbstzerfleischenden Jammerfall sozusagen.

Was war geschehen? Die Europa-Debatte war nur der Anfang. Bald konzentrierte sich die Auseinandersetzung immer stärker auf die historische Vergangenheit des Landes und insbesondere auf das Geschichtsbild der Schweiz im 2. Weltkrieg. Ausgelöst wurde diese zweite Debatte scheinbar von aussen, u.a. durch die bohrenden Nachfragen jüdischer Nachkommen aus den USA nach dem möglichen Verbleib von Nachrichtenlosen Vermögen ihrer europäischstämmigen Eltern- und Grosselterngeneration bei den Schweizer Banken. Diese äussere Infragestellung traf die Schweiz just in jenem Moment, da die im Inneren aufgebrochene Debatte über die Zukunft der Schweiz auch am Verhalten des Landes in den vergangenen fünf Jahrzehnten festgemacht hatte und nicht mehr zu unterdrücken war.

Das bisherige Geschichtsbild war noch weitgehend geprägt vom persönlichen Erleben der Zeit des Zweiten Weltkrieges durch die Aktivdienstgeneration. Diese Geschichte war wiederum durch mündliche Überlieferung vor allem im Militärdienst an die

nachfolgenden Generationen weitergegeben worden. Die durch das Milizsystem bedingte Übereinstimmung der Personen der militärischen, politischen, wirtschaftlichen wie gesellschaftlichen Elite sorgte dafür, dass das Bild lange auch in grosser Homogenität erhalten blieb. Doch wenn eine Entwicklung zu lange nur immer in eine gewisse Richtung läuft, kommt es irgendwann fast schon zwangsläufig zu einer Kurskorrektur. Dieser Moment war gekommen mit dem Ende des Kalten Krieges, wo das alte Bild der Schweiz einfach nicht mehr so recht in diese neue weltpolitische Konstellation hineinpassen wollte. Eine jüngere Generation, die weniger vom Militärdienst als zusehends von beruflichen Erfahrungen im Ausland geprägt wurde, begann das Althergekommene verstärkt zu hinterfragen. Dass das Pendel dabei erst einmal übertrieben in die Gegenrichtung ausschlug, ist ebenso nachzuvollziehen. Als junger Historiker neigt man in dieser Situation fast schon natürlicherweise eher der Demontage als der Aufrechterhaltung der Ideale der Väter zu...

Weshalb entzündete sich die Debatte ausgerechnet an der Auseinandersetzung um die Vergangenheit des Landes im 2. Weltkrieg? Zum einen ganz einfach, weil dies noch immer *der* Kristallisationspunkt war, wo sich das bisherige Geschichtsbild herleitete. Eine kollektive Erfahrung des Verschontbleibens von den kriegerischen Auseinandersetzungen der Weltpolitik, die vordergründig der abwehrbereiten Haltung des Landes zu verdanken war, liess sich im Nachhinein wunderbar in die weiter zurückgehenden Legenden der Nationenwerdung der Schweiz einfügen – alles liess sich scheinbar bis 1291 und Wilhelm Tell zurückverfolgen.

Zum anderen aber liess sich das Geschichtsbild der neutralen, humanitären und wehrwilligen kleinen Schweiz nach dem Krieg bestens in den neu entstehenden Konflikt des Kalten Krieges übertragen. Hier erlangte die Idee der politisch unabhängigen und neutralen Friedensinsel Schweiz neue Gültigkeit und scheinbare Bestätigung als Konzept für die Zukunft. Rasch einmal waren die schwierigen Nachkriegsjahre vergessen, in denen die schweizerische Neutralität durchaus am Pranger der alliierten Siegermächte stand und eine ungemütliche Isolation des Landes drohte. Der Ost-West-Konflikt hatte die Diskussion aufgelöst, und die Schweiz konnte ihr heeres Bild von der glorreichen Vergangenheit weiterleben. Dass vergleichbare Staaten mit einer grundsätzlich

unterschiedlichen Erfahrung im Zweiten Weltkrieg ganz andere Lehren zogen, sei hier nur am Rande erwähnt. So hat das ehemals neutrale Belgien, das im 2. Weltkrieg von der deutschen Armee auf Grund seiner geographisch und strategisch weniger günstigen Lage zwischen Frankreich und Deutschland einfach überrannt worden war, den Glauben an die Neutralität und möglichst politische Unabhängigkeit vollständig verloren. Die Belgier suchten danach konsequenterweise den militärischen Schutz der NATO und wurden zu einem der aktivsten Gründungsmitglieder der Europäischen Gemeinschaften. Ähnliches gilt für das ehemals neutrale Norwegen, das wegen seiner strategisch wichtigen Seehäfen im Krieg von den Deutschen besetzt wurde und sich anschliessend ebenfalls unter den Schutz der NATO begab.

Die Schweiz aber pflegte auf Grund *ihrer* Erfahrungen wie gesagt für weitere fünf Jahrzehnte ein primär selbstbezogenes Geschichtsbild, wobei man auch vor Mitteln der staatlichen Zensur an der Geschichtsschreibung nicht zurückschreckte, um dieses Bild aufrecht zu erhalten. Der berühmte Bonjour-Bericht zur Geschichte der Neutralität z.B. war eine exklusive Auftragsarbeit des Bundes, wobei es zwischen dem Autor und dem Auftraggeber anlässlich der Publikation noch zu heftigen Auseinandersetzungen kam, weil man in Bern nicht alle von Prof. Bonjour ausgewählten Dokumente im Anhang publizieren wollte. Die staatlich geförderte Überhöhung der Neutralität und Mythologisierung der geschichtlichen Vergangenheit durch die Behörden im Kalten Krieg ist nicht einfach eine blosse Behauptung der Historiker!

Die politische Linke und kritische Historiker machten sich in den 90er Jahren mit umso grösserer Lust daran, das traditionelle Geschichtsbild und damit verbundene Mythen anzuprangern. Bald bezichtigten sich die beiden politischen Lager gegenseitig des „Landesverrats“ resp. der „Ewiggestrigkeit“, je nach Standpunkt. Das Wort "Jung-Historiker" wurde in diesem Kontext in den 90er Jahren zum Schimpfwort einer bürgerlich-konservativen Elite. Es ist durchaus mit einem Schmunzeln festzustellen, dass dabei auch gestandene Professoren wie der Bonjour-Schüler Georg Kreis, immerhin Jahrgang 1943, oder Jakob Tanner, Jahrgang 1950, als sog. "Jung-Historiker" diffamiert wurden. Solcherart gelagerte Polemik konnte allerdings nicht verhindern, dass inzwischen gewisse Enthüllungen über die jüngere Geschichte des Landes als

unbestrittene Tatsachen gelten: z.B. die problematischen Absprachen der schweizerischen Militärführung mit den Franzosen im Zweiten Weltkrieg – eine klare Neutralitätsverletzung –, oder die Übernahme von Raubgold der Nazis durch die schweizerische Nationalbank; und etwa auch die wenig schmeichelhafte Erkenntnis, dass der sogenannte J-Stempel in den Pässen deutscher Juden auf schweizerisches Verlangen hin geschaffen worden war. Doch wie sagte der Ürvater aller schweizerischen Historiker Carl Jakob Burckhardt einmal: "In der Geschichte entsteht aus Jubel und Jammer Erkenntnis."

Es kamen immer mehr Zwischentöne zum Vorschein. Einiges davon, wie die Bereitschaft zu einer gewissen wirtschaftlichen Kooperation mit den Achsenmächten oder etwa die problematischeren Seiten der schweizerischen Flüchtlingspolitik im Krieg war eigentlich schon zuvor in seinen wesentlichen Zügen bekannt. Doch nun fand es auch Aufnahme in einer breiteren Öffentlichkeit. Ohne die im Zuge dieser Entwicklung geschaffene Unabhängige Expertenkommission über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, besser bekannt als „Bergier-Kommission“, wäre vieles davon wohl bis heute ohne gesicherte Erkenntnisgrundlage geblieben.

Es ist meine Überzeugung, dass sich aus diesem Prozess einer auch in der Öffentlichkeit ausgetragenen Auseinandersetzung über die Vergangenheit des Landes ein differenzierteres Geschichtsbild und daraus längerfristig erst die Chance zu einer Öffnung der Diskussion über die Identität der Schweiz mit Blick auf das 21. Jahrhundert ergab. Letztlich wurde anhand der Debatte über die Schatten des Zweiten Weltkrieges nicht nur eine Diskussion über die Vergangenheit, sondern mindestens ebenso sehr eine Auseinandersetzung über die Zukunft des Landes in einem weltpolitisch veränderten Kontext geführt.

Wenn mich nicht alles täuscht, haben sich die Wogen dieser Diskussion heute geglättet. Zumindest die Akzente haben sich verschoben und ein neuer Konsens über die nationale Identität ist daran sich herauszubilden. Ich erlaube mir das zu sagen, auch wenn der Fussballreporter in mir gegenwärtig – gerade was das Geschichtsbild und die daraus zu ziehenden Lehren angeht – noch einen relativ heftigen Widerstreit zwischen den einzelnen Fraktionen im Bundesratsteam konstatiert. Aber mit etwas räumlicher Distanz

und im Gespräch mit Schweizern und Ausländern über unser Land scheint es mir doch, dass die Schweiz über die Diskussion und die Auseinandersetzung in den 90er Jahren durchaus ein neues Selbstbild gefunden hat. Nicht mehr jenes des exklusiven Sonderfalls mit einer moralisch überhöhten Vergangenheit sondern das Bild einer Schweiz, die zwar weiterhin an der Neutralität festhalten will, allerdings nicht mehr in derselben Absolutheit; Das Bild einer Schweiz, die sich zwar weiterhin politisch nicht an der EU beteiligen will, die aber darum weiss, dass sie ihre Probleme nur in enger Zusammenarbeit mit dieser lösen kann und dabei nicht immer ganz frei ist in ihren Entscheidungen von äusseren Zwängen. Das Bild einer Schweiz, die sich inzwischen sehr viel selbstverständlicher auch als stark vernetzter Teil dieser Welt und dieses Kontinentes versteht. Neutralität und Unabhängigkeit, das scheint immer mehr Leuten klar zu werden, können in dieser Welt nicht mehr die alleinigen Heilsbringer sein. Ein Stück europäische Normalität ist auch in unserem Land eingekehrt, ist man versucht zu sagen.

Ich muss zugeben, dass ich den Text zu dieser Rede noch geschrieben habe, bevor ich vergangene Woche für ein paar Tage in die Schweiz gereist bin. Wieder in der Schweiz kamen mir dann doch einige Zweifel, ob die These des Wandels der schweizerischen Identität in den 90er Jahren wirklich stimmt.; so einiges an alten Grabenkämpfen scheint noch immer in Gang... Doch mit dem Blick auf die längere Entwicklung glaube ich doch an die Richtigkeit meiner Beobachtung. Der zum Schluss relativ emotionslose Verkauf der Swiss an die Lufthansa, aber ebenso der nüchtern vollzogene Beitritt zur UNO 2002 sind meines Erachtens durchaus Anzeichen eines neuen helvetischen Selbstverständnisses. Die Zustimmung zum Schengen-Abkommen vor wenigen Wochen bildet ein weiteres Indiz für eine in meinen Augen realistischere Einschätzung der gegenwärtigen Lage der Weltpolitik und dem Schweizer Verhältnis zu ihr. Ohne die Debatte der 90er Jahre über die Vergangenheit des Landes und die nachfolgende Differenzierung derselben würden wir allerdings heute noch auf dem gleichen Geschichtsbild sitzen wie vor 20 Jahren, wobei uns nur die totale Ablehnung oder die selbsttrügerische Zustimmung zu demselben bliebe. Insofern hat auch die anhaltende Frage über das zukünftige Verhältnis der Schweiz zur Europäischen Union ihr Gutes, denn sie hält die Debatte am Leben und sollte eigentlich sicherstellen, dass wir nicht in einen der Realität entrückten Dornröschen-Schlaf verfallen.



Damit bin ich am Ende meiner Ausführungen angelangt. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Angaben zum Redner:

Dr. Thomas Fischer (geboren 1971 in Männedorf/ZH), Historiker und Politologe, Autor des Buches *Die Grenzen der Neutralität: Schweizerisches KSZE-Engagement und gescheiterte UNO-Beitrittspolitik im Kalten Krieg, 1969-1986* (Chronos Verlag 2004) und Lehrbeauftragter an der Universität Wien für *Geschichte der Internationalen Beziehungen seit 1945*.